

# Ein Schweizer Student sieht Oesterreich

Autor(en): **Forster, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 12

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756816>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Ein Schweizer Student sieht Oesterreich

BILDBERICHT VON F. FORSTER



Eine Kammer, grad so breit, daß man das einzige Bett unter Fenster stellen kann, eine Kiste dient als Kommode, ein alter rostiger Ofen, der aber nichts nützt, weil kein Holz und keine Kohle zum Heizen vorhanden sind: das ist die «Wohnung» eines seit vielen Jahren ausgesteuerten Arbeitslosen. Fünf Schilling Miete muß er im Monat zahlen. Von der Wohlfahrtspflege bekommt er monatlich 26 Schilling. Das muß für die 4köpfige Familie reichen! Die Frau ist krank. Sie hat von den Winterhilfsgaben eine Magenvergiftung bekommen. Das ältere Kind ebenfalls. Es liegt im Spital. Die «letzte Station vor dem Obdachlosenheim» nennt der Mann seine Wohnung. Das ist nicht etwa ein vereinzelter krasser Fall, sondern einer von tausend ähnlichen. «Wir sind wenigstens nur zu viert», sagte mir der Arbeitslose. «In meiner Nähe wohnen zwei Familien zu sechst und zu acht in ganz gleichen Verhältnissen.»



Eine Hütte in einem Schrebergartenquartier. Die Leute sind stolz, daß ihr Haus photographiert wird. «Kommen Sie herein, wollen Sie sich das Innere auch mal ansehen?» Ich gehe hinein. Eine elende Küche und ein Wohnzimmer. Das ist die ganze Wohnung. Zwei Betten sind da, es wohnen aber sechs Personen in der Hütte. Da werden sich wohl einige zum Schlafen auf den Boden legen müssen. Der Alte nimmt's gemüthlich. «Wie gefällt Ihnen die Gegend? Schön ist unser Ottakring, nicht wahr?» Aber sein Sohn fährt ihm bitter dazwischen: «Ach was, Ottakring! Schön ist es, wo man verdienen kann.» Er ist seit vielen Jahren arbeitslos. «Wem gehört das Quartier?» frage ich. «Das Haus gehört uns, der Boden selbstverständlich dem Kloster, dem Schottenstift.» «Da sind Sie sicher gut dran. Dem Kloster werden Sie wohl keinen Zins bezahlen müssen, wenn Sie so arm sind.» «Können Sie denken. Natürlich müssen wir zinsen. Und alle andern hier in diesem Quartier auch. Nichts wird geschenkt. Und mit keinem macht das Kloster einen Vertrag. Es geht immer nur von Halb- zu Halbjahr. O, die Klöster könnten uns allen helfen, wenn sie wollten.»

*Fast ein halbes Jahr habe ich mich in Wien aufgehalten. Neben der Arbeit an der Universität fand ich Zeit, den Ständestaat eingehend zu studieren. An Sonntagen und freien Nachmittagen bin ich hinausgegangen in die Arbeiterquartiere, in die Fabrikviertel, in die Hütten der Ausgesteuerten und Verlassenen. Mit Leuten aus allen Volksschichten habe ich gesprochen, darunter auch mit Anhängern des Ständestaates selbstverständlich, obwohl sie sehr dünn gesät sind. So hatte ich Gelegenheit, die tatsächlichen Zustände mit den zensurierten Darstellungen in der Presse zu vergleichen. – Auf der Rückreise bin ich über Graz gefahren, wo ich einen mehrtägigen Aufenthalt machte, dann durch ganz Kärnten und durchs Tirol zurück. In Villach, Innsbruck und im Vorarlberg habe ich mich ebenfalls kurze Zeit aufgehalten. Mit dieser Einleitung will ich nur zeigen, daß ich mir die Mühe genommen habe, den Ständestaat richtig kennenzulernen.*



Im Rathauspark traf ich diesen alten Mann, der die Abfallkörbe plünderte. «Was machen Sie denn da?» «Ich sammle Papier. Holz habe ich keines zum Einheizen. Mit Papier kann man nur Not den Ofen auch etwas anwärmen. Ich suche zwar nur das Papier zusammen. Was ich an Eiswaren drin finde, das gebe ich den Vögeln. Sie werden aber viele sehen, die suchen auch noch die Speiseresten zusammen.» Am nächsten Tag sah ich wirklich einen Mann, der ebenfalls einen Abfallkorb durchwühlte, die Papiere aufmachte und schließlich Apfelhäute fand, die er beim Weitergehen gierig verzehrte. Seitdem ich auf diese Dinge aufmerksam geworden war, sah ich fast jeden Tag irgendwo einen Menschen einen Abfallkorb oder gar einen Kehrichtimer nach Speiseresten durchsuchen. Ganz erschüttert erzählte ich das einem Bekannten. «Ja», sagte er, «Ihnen ist das eben noch neu. Wir achten es nicht mehr, man gewöhnt sich schließlich an alles.»

Das Bild, das ich vom «neuen» Oesterreich erhalten habe, ist trostlos. Um das Politische gleich vorwegzunehmen: Der Nationalsozialismus in Oesterreich ist allen offiziellen Darstellungen entgegen nicht zurückgegangen. Der Anschlußgedanke wird aus lauter Opposition gegen die Regierung nun auch von Kreisen vertreten, die früher nichts von ihm wissen wollten. Der Schlüssel zum Verständnis der zerfahrenen politischen Lage liegt im Wirtschaftlichen. Würde es den Oesterreichern unter dem neuen Regime gut gehen, dann hätten sie sich längst mit ihm ausgesöhnt. Und auch die nationalsozialistische Bewegung würde dann ebenso rasch zurückgegangen sein, wie sie hochgekommen ist.

Man hat seinerzeit erklärt, durch die Einführung der berufständischen Ordnung werde man die sozialen Forderungen des Christentums verwirklichen, man werde allen Arbeit und Brot verschaffen. Nichts davon ist eingetroffen. Ein Aufschwung ist nur in der Fremdenindustrie festzustellen. Aber da ist nicht der Ständestaat schuld, sondern der tiefe Schillingkurs im Verein mit einer äußerst geschickten Fremdenwerbung, von der wir Schweizer, nebenbei gesagt, noch allerlei lernen könnten.

(Fortsetzung Seite 346)



Ich fuhr mit dem Bummelzug von Innsbruck in die Schweiz zurück. In einer vorarlbergischen Grenzstation steige ich morgens fünf Uhr aus. Zwei zerlumpte Burschen stehen schon am Bahnhof und warten sich um den Wartesaal aufgemacht wird. Sie kommen herein, lagern sich um den Ofen und schlafen sofort ein. Sie werden bis tief in den Tag hinein schlafen. Sie kommen regelmäßig hierher. Es sind ausgesteuerte, heimatlose Burschen. Niemand kümmert sich um sie. Sie sind froh, im Bahnhof ein warmes Plätzchen zu finden, wo sie sich zum Schlafen niederlegen können. In Wien haben es die Heimatlosen nicht so schön. Dort schlafen sie unter Brücken, in Erdlöchern oder in den Kanälen der Abwasseranlagen.



# Leben und Untergang eines starken Mannes

Novelle von Alfred Graber

Jean-Baptiste Leroy war ohne jeden Zweifel erblich belastet. Er konnte, besonders in betrunkenem Zustande, keine Gendarmen sehen, ohne mit ihnen zu raufen. Er war der festen Ueberzeugung, daß die Welt ohne diese uniformierten Hüter der Ordnung viel besser und vollkommener wäre. Der Vater des Jean-Baptiste hatte einmal in einem Rausch einen Polizisten aufgeknüpft. Da war es natürlich auch um den alten Leroy geschehen. Aug um Auge! Es ist in Frankreich wie überall. Die strafende Gerechtigkeit läßt sich nicht lumpen, wenn sie schon einmal einen Schuldigen erwischt. Nach diesem Geschehnis ist es begreiflich, daß der Haß des Vaters auf den Sohn überging. Dennoch hätte Jean-Baptiste Leroy einen geachteten Beruf ausüben können, wenn sein durchschnittliches Gehirn die phantastischen Kräfte seines Körpers hätte zügeln können. Unter dem Einfluß des Alkohols aber schien das gänzlich ausgeschlossen. Schon in frühester Jugend war es so. Als Vierzehnjähriger kam Leroy in Valence zu einem Bäckermeister in die Lehre. Da er sich von seinem Brotherrn ungerecht behandelt fühlte, schlug er ihm eines schönen Tages ein paar Knochen entzwei. Von den weiteren Folgen dieser Rauferei wollte er jedoch nichts wissen. Er floh ins Ausland. Im Montmartre von Barcelona fand er Unterschlupf in einem zweifelhaften Hause, dessen Insassen er vor unwillkommenen Freiern behütete. Er war ein Rausschmeißer mit einem Nachdruck, gegen den es keinerlei Widerrede gab. Wiederum wäre ihm jetzt eine, wenn auch weniger bürgerliche Karriere in sicherer Aussicht gestanden. Sie sagte seinem Feuergeist auf die Dauer nicht zu. Er verlegte sich nunmehr nebenbei aufs Schmuggeln, die Ausbeute war ergiebig und man erwischte ihn nicht. Das machte ihm Mut zur Erfüllung seines Kindheitstraumes, ein Räuber zu werden. Nicht in Spanien, nein in England unter dem wachsamen Auge von Scotland Yard. Es war ein aufregendes, aber einträgliches Handwerk. Jean-Baptiste vollführte verwegene Einbrüche, er überfiel und beraubte einsame Wanderer. Er war geschickt und er hatte Glück. Das Geschäft blühte. Man erwischte ihn nicht, es war ganz anders als in den Romanen des Herrn Wallace. Jean-Baptiste Leroy wurde wohlhabend. Man kann sich denken, daß er stets ein wachsames Auge auf die Uniformierten hatte. Sie hatten seinen Vater geköpft, sie würden mit ihm nicht viel glimpflicher verfahren.

Die Wohlhabenheit brachte es mit sich, daß Jean-Baptiste nach dreijähriger, fruchtbringender Arbeit England verließ. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Paris und wurde sozusagen aus Amateurismus Apache. Er verprügelte bei dieser Tätigkeit einige Gendarmen, das war er seiner Familientradition schuldig, er betreute ein paar Mädchen in dankbarer Erinnerung an Barcelona. Langsam ging bei dieser vielseitigen Beschäftigung das erworbene Kapital zur Neige. Sollte er wiederum von vorne beginnen müssen? Diese Aussicht behagte ihm wenig.

Zur rechten Zeit erinnerte er sich an seine Heimat, zur rechten Zeit überkam ihn ein unverständliches Heimweh nach Valance an der Rhone. Er sah in Gedanken verloren das Kellerloch vor sich, in dem er seine Jugend verbracht, und den biederem Bäckermeister, den er verprügelt hatte.

Gerührt und mit aufrichtigen Tränen in den Augen betrat dieser verlorene Sohn den Boden seiner Vaterstadt, fest entschlossen, ein allen Mitmenschen wohlgefälliges Leben zu führen und ein rechtschaffenes Weib zu ehelichen. Beides gelang ihm zunächst über Erwarten gut. Die Prügelei mit dem Bäckermeister war längst verjährt, und sein amtliches Sündenregister war von seinen räuberischen Untaten gar nicht unterrichtet. Leroy wurde Handlanger. In kurzer Zeit war er berühmt durch seine unglaubliche Körperkraft. Mit Vorliebe nahm er die allerschwiersten Arbeiten auf sich und erledigte sie spielend. Die Hochachtung und die Furcht seiner Kollegen kannte keine Grenzen.

Ein rechtschaffener Bürger zu werden aber ist nicht leicht, wenn man eine derart bewegte Vergangenheit hinter sich hat, die sich mit ihren Erinnerungen in den verlockendsten Farben immer wieder meldet. Im nüchternen Zustand konnte sich zwar Jean-Baptiste an seine neue Lebensform halten, wenn aber der Alkohol dem schwachen Gemüte des Bärenkörpers zusetzte, dann schwanden alle guten Vorsätze dahin. So kam es, daß er aus Langeweile und aus Mangel an einer romantischeren Beschäftigung seine Frau mit großer Regelmäßigkeit verprügelte. Sie ließ sich schließlich scheiden, auch eine zweite rettete ihren verbeulten Körper nach einem Jahre auf gleichem Wege aus seinen gefürchteten Prätzen. Die dritte aber

war so robust, daß sie es bei ihm aushielt. Sie verdiente uneingeschränkte Bewunderung.

Jahre vergingen. Die Körperkraft von Jean-Baptiste hielt ihnen spielend stand. Die Feindschaft gegenüber den Hütern des Gesetzes aber hatte sich zur pathologischen Leidenschaft gesteigert. Leroy schlug sich mit ihren Vertretern, so oft es nur anging. Je nach der Höhe des Rausches übertrug sich sein Haß auf alle uniformierten Mitmenschen vom Briefträger bis zum Bankboten. Die Gendarmen des Reviers kannten ihn gut, sie mieden ihn, besonders wenn sie allein waren. Hatten sie aber das Gefühl, daß das Maß des starken Mannes wieder einmal voll sei, dann taten sie sich zu dreien oder vierten zusammen, um ihn auf die Wache zu schleppen und zu verdröscheln.

Doch die Dinge dieser Erde dauern nicht ewig, und auch die riesigsten Kräfte schwinden schließlich dahin. Und nur der Alkohol bleibt stets der große, gefährliche Tröster. Eines Tages geschah das Unglaubliche, daß Jean-Baptiste bei einem Raufhandel in einer Pinte den kürzeren zog. Wo war seine Kraft? Im Innersten getroffen wußte er sich in dieser ihm so gänzlich ungewohnten Lage nicht mehr zu helfen. Er schrie nach der Polizei. Er rief seine Todfeinde! Das war so unerhört, daß seine Gegner von ihm abließen. Mit einem Stuhl in den Händen, den er drohend um sich schwang, so fanden ihn die Gendarmen und nahmen ihn mit auf die Wache. Zwei neue Uniformierte waren es, die den Jean-Baptiste nicht kannten. Um die Gegner, die ihn drangsalieren hatten, kümmerte man sich überhaupt nicht. Das war zuviel, das war grobes Unrecht. Jean-Baptiste verfiel in eine tiefe Melancholie. Seine Kräfte waren dahingeschwunden, er selbst hatte die Polizei herbeigerufen! Da stimmte etwas nicht mehr. Es war Zeit, abzutreten. Frau und

Kinder sollten an seinem Grabe untröstlich sein, und die ganze Kumpanei sollte ihn als einen Mann verehren, der als ein Märtyrer der Staatsgewalt unberrittlich seine Konsequenzen gezogen hatte. Der heroische Entschluß zum Selbstmord wurde durch verschiedene Bombenräsche erhärtet. Rührende Abschiedsbriefe wurden verfaßt. Das nahm Zeit in Anspruch, ebenso wie der Kauf eines geeigneten Revolvers.

Eines Abends — es sollte der letzte Tag seines Lebens sein, wie Leroy nahher beim Verhör aussagte — traf er auf der StraÙe die beiden Polizisten, die ihn vor kurzem auf die Wache geschleppt hatten. Diesen Schuften und Ehrabschneidern wollte er es wenigstens noch geben. Er beleidigte sie auf eine gröbliche Art, und wie die Uniformierten handgreiflich werden wollten, da zog der alte Räuber den Revolver. Die Schüsse trafen und verletzten den einen der beiden Gendarmen schwer. Der zweite schlug den Jean-Baptiste zu Boden.

Die Anklage lautete auf versuchten Totschlag. Jean-Baptiste Leroy war vor den Richtern wie ein Kind. Niemals hatte er auf die Polizisten schießen wollen, nur mit sich selbst sollte ein Ende gemacht werden. Trotz der aufgefundenen Abschiedsbriefe glaubte ihm niemand. Irgendwelche verminderte Zurechnungsfähigkeit kam auch nicht in Frage, da Leroy leider in vollkommen nüchternem Zustande gehandelt hatte. Das war die größte Dummheit seines Lebens gewesen. Ach, hätte er doch damals einen Rausch gehabt! Als nun Jean-Baptiste sah, daß nicht mehr viel zu hoffen war, da erzählte er sein ganzes Räuberleben haargenau und mit allen Einzelheiten. Das war er sich und seinem Ruhme schuldig. Das Gericht nahm diese ausführliche Historie lächelnd zur Kenntnis und verurteilte den Sünder zu lebenslänglicher Deportation.

## Ein Schweizer Student sieht Oesterreich

Fortsetzung und Schluß von Seite 339

In Landwirtschaft und Industrie sowie der ganzen übrigen Wirtschaft hat sich die berufständische Organisation als vollkommen wirkungslos erwiesen. Die Landwirtschaft leidet unter einem jahrelangen Preisdruck und einer unerträglichen Ueberschuldung. Einst blühende Industriestädte bieten mit ihren leerstehenden Gebäuden, zerbrochenen Fensterscheiben und verfallenden Mauern den Anblick von Ruinen.

Amtliche Statistiken berichten fortwährend vom Rückgang der Arbeitslosigkeit. Wer sich nur kurze Zeit in Wien aufhält, wird schon merken, daß es mit dem Rückgang der Arbeitslosigkeit nicht stimmen kann. Es wimmelt von Bettlern. In der Inflation soll es auch so gewesen sein. Damals bettelten die Alten. Heute bettelten die Jungen. 20—25jährige Burschen trifft man am meisten. In der kleinen Gasse, an der ich wohnte, begegnet man ungefähr alle 100 Schritte einem Bettler. Die Errichtung eines Bettlerlagers ist jetzt beschlossen worden. In Linz besteht bereits ein solches. In regelrechten Jagden werden die Bettler von der Polizei abgefangen und ins Lager eingeliefert. Es macht sich doch besser, wenn sie nicht überall herumstehen, man könnte sonst leicht einen falschen Eindruck vom ständischen Aufbau bekommen.

Die Wohnungsnot ist unter der früheren Wiener Gemeindeverwaltung weitgehend gemildert worden. Aus den Erträgen der Wohnbausteuer wurden die «Gemeindehäuser» und auch Stadtrandiedlungen gebaut. Im ganzen etwa 95 000 Wohnungen! Die autoritäre Regierung erhebt die Wohnbausteuer weiterhin, erhöht sie, tauf sie um in «Wohnaufwandsteuer», aber baut kein einziges Haus mehr. Wohin wandert das Geld? Sehr einfach: Diktaturen kosten Geld. Mit dem Geld, das man für die privaten Armeen von Schuschnigg und Starheimberg ausgibt, könnte man Zehntausenden von Obdachlosen eine anständige Wohnung bauen.

Aus dem ganzen Elend sehen die Leute keinen Ausweg mehr. Es gibt nur ein Argument, das ihnen noch einleuchtet: Anschluß an Deutschland. Und wenn man ihnen sagt: «Es geht draußen auch schlecht», dann sagen sie: «Möglich. Schlechter kann es aber für uns auf keinen Fall kommen. Wir können nur gewinnen.»

Zu der großen wirtschaftlichen Not kommt noch die politische Unterdrückung. Es sind, in milderer Form, die gleichen Methoden wie im Dritten Reich: Führerprinzip, Einsetzung der Beamten in den Ländern und oft auch in den Gemeinden durch Dekret der Zentralregierung in Wien, Gesinnungsschüffelei, schärfste Pressezensur, Konzentrationslager usw.

Man hat die nationalsozialistischen Organisationen aufgelöst, man hat die Sozialdemokraten niedergekämpft: die Massen jedoch hat man nicht gewonnen. Im großen ganzen sind die Leute geblieben, was sie vorher waren. Man hat nur erreicht, daß sich die Rechte und die Linke im Kampfe gegen die Regierung einig geworden sind. Hinter der Regierung steht sozusagen niemand. Man schätzt die Zahl der Regierungstreuen auf höchstens 20%.

Zu der wirtschaftlichen Not und der politischen Unterdrückung kommt noch ein Drittes hinzu: der Haß gegen die Kirche. Auch hier sind sich die Rechte und Linke einig. Nach dem Umschwung ist man darangegangen, mit Hilfe wirtschaftlicher Druckmittel die Ausgetretenen wieder in die Kirche zurückzuzwingen. Ein Geistlicher sagte mir: «Diese Massenbekehrungen sind nur Schein, nur erzwungen. Das Ganze wird einmal ein schlimmes Ende nehmen.»

Ob die Katastrophe so schnell hereinbricht oder sich noch hinauszögern läßt, ist schwer vorauszusagen. Es braucht nur eine Verschiebung des internationalen Kräfteverhältnisses einzutreten, so wird auch die Kirche dasselbe Schicksal erleiden, denn sie hat keinen Rückhalt im Volke. Aber auch ohne Veränderung der internationalen Lage wird die Stellung der österreichischen Regierung immer schwieriger. Schon die Regierungsumbildung im vergangenen Oktober war der sichtbare Ausdruck einer inneren Krise. Fey, der nicht mehr ganz zuverlässig war, wurde hinausgeworfen. Der Kurs wurde noch autoritärer. Solche Krisen werden sich mit der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage wiederholen, bis sie schließlich den Zusammenbruch des autoritären Systems herbeiführen, wenn er nicht schon vorher durch außenpolitische Veränderungen unvermeidlich wird.

F. Forster.